

**Zeitschrift:** Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins  
**Herausgeber:** Deutschschweizerischer Sprachverein  
**Band:** 37 (1941)

**Artikel:** Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland  
**Autor:** Steiger, August  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-595163>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland.

(Abgeschlossen auf Ende 1941.)

Vor dem Berichterstatter liegen 575 Zeitungsausschnitte sprachlichen Inhalts, die uns der Genfer „Argus der Presse“ in der Zeit vom Anfang Weinmonats 1940 bis Ende Christmonats 1941 zugesandt hat. Einige von ihnen decken sich, aber dazu kommen noch etwa ein halbes Hundert weitere Blätter. Wovon ist da die Rede?

## I.

Viel mehr Raum als früher ist seit einigen Jahren der *Mundart* gewidmet. Für sie zu sorgen, hat sich der Bund „Schwyzertütisch“ zur Aufgabe gemacht, dessen Leistungen mit Teilnahme und Anerkennung zu verfolgen uns persönliche Unstimmigkeiten nicht abhalten dürfen, wenn wir auch nicht überall so weit gehen möchten wie er. Wir entnehmen dem „Bricht vom Bund syner Arbeit“, daß man wenigstens für den ersten Teil des Leitspruchs „Mee Schwyzertütisch und e bessers Schwyzertütisch“ mit den Erfolgen zufrieden ist. Die Zeitungen bringen in der Tat heute mehr mundartliche Beiträge als früher. Der „Schweizer Spiegel“ enthält in jeder Nummer eine Spalte „Richtiges Schweizerdeutsch“, in der Frau Feller-Müller die häufigsten Fehler gegen das Wesen der Mundart berichtigt; sie warnt zum Beispiel vor Fremdwörtern, die das Volk nicht verstehe. Falsches Schweizerdeutsch sei: „D Mainige händ divergiert“, richtig sei: „D Meinige sind usenand ggange“; falsch: „Das isch es pèle-mèle“, richtig: „Das isch es Chrüsimüsi“ usw. — ganz in unserem Sinn. Eine Arbeitsgemeinschaft von Lehrern berät über den Gebrauch der Mundart in der Schule (denn darüber seien „na lang nüd all Lehrer glicher Meinig“). Hier und da wird scheinets auch schweizerdeutsch gepredigt, aber an der vom Bund veranstalteten öffentlichen „Auspraak über s Schwyzertütisch i der Chile“ lehnten die beiden Hauptredner den Gebrauch der Mundart im ordentlichen Sonntagsgottesdienst ab und wollten ihn nur für Abend-, Werktags- und Feldpredigten (warum gerade für diese?) gelten lassen. Pfr. Zimmermann bekannte sich als geradezu leidenschaftlichen Freund der Schriftsprache, die in der Predigt freilich zur Phrase verführen

könne, in der Mundart aber gleite man ebenso leicht ab ins Banale. Da der Obmann des Bundes, Dr. Ad. Guggenbühl, im Zürcher Gemeinderat sitzt, hat er dort Gelegenheit, für seine Sache zu wirken. Schon früher war ein Antrag von ihm, bei der Einbürgerung von Ausländern die Vertrautheit mit unserer Mundart zu verlangen, in etwas gemilderter Form angenommen worden. Sein neuer Antrag, die Haltestellen der Straßenbahn zürichdeutsch ausrufen zu lassen, unterlag mit 41 gegen 46 Stimmen. Für Bürgerrechtsbewerber und Auslandsschweizer wurden Kurse zur Erlernung des Schweizerdeutschen abgehalten. Wenn man weiß, wie lieblos vielfach Schweizer, die aus Deutschland zurückgekehrt oder zum Militärdienst eingerückt sind und nicht schweizerdeutsch sprechen, als „Schwaben“ behandelt werden, wird man eine solche Einrichtung schätzen. Wer nicht schweizerdeutsch sprechen kann, sollte mindestens englisch, französisch, spanisch oder irgend sonst etwas Fremdes sprechen; wenn man „nur“ Hochdeutsch kann, macht man dem „urchigen“ Deutschschweizer keinen Eindruck. Sogar in Stambul haben sich Schweizer einen „Schwyzertütschkurs“ geben lassen. Zwar ist die schweizerdeutsche Grammatik von A. Baur, die in Zürich Frä. Sallenbach ihrem Unterricht in der vom Bund „Schwyzertütsch“ durchgeführten „Schwyzertütsch-Schuel“ zugrunde legt, von sachkundiger Seite mit Recht stark angefochten worden, aber ein schlechter Leitfaden ist manchmal besser als gar keiner. Der Bund will ferner mit Radio und Film zusammenarbeiten und dafür sorgen, daß da nur „en suubere Dialekt gredt wird“. (Beim „Landammann Stauffacher“ war das der Fall; um so lächerlicher mutete die Ausnahme an, als beim vaterländischen Trunk in Stauffachers Haus ein urchiger Urschweizer anstieß mit einem kräftigen „Prost!“.) Es ist dem Bund auch gelungen, in Bundesrat Etters Botschaft über Kulturwahrung und Kulturwerbung einen Satz zugunsten der Mundart unterzubringen und auf dieser Grundlage einen Beitrag aus der Stiftung „Pro Helvetia“ zu erlangen, aus dem er im Zürcher „Heimethuus“ neben dem „Heimatschutz“ dem „Heimatwerk“ und der „Trachtenvereinigung“ ein Stübchen bekommen und darin eine mundartliche Sprachberatungsstelle einrichten konnte. (Wir hätten das nie erhalten, weil wir nicht a u s s c h l i e ß l i c h das Schweizerdeutsch pflegen.) Da hält Frau Dr. Hösli-Streiff von Montag bis Freitag jeden Abend Sprechstunde und gibt Auskunft über mundartliche Bücher und Bühnenspiele, über Redner für Mundartabende und über Gelegenheit, Schweizerdeutsch zu lernen; sie bereinigt mundartliche Texte in Theaterstücken und Zeitungsanzeigen usw. Mit dem zweiten Teil des Leitwortes freilich, sagt der „Bricht“,



„staats nüüt weniger weder guet; daas Schwyzertütisch, wo mer hütetags redt, isch na lang fän rächte Dialäkt“. Darum eben sagen wir: Zuerst besseres Schweizerdeutsch und dann nachher allenfalls mehr; denn wenn man mit der Vermehrung und nicht mit der Verbesserung beginnt, vermehrt man ja das Schlechte. Der „Bricht“ selbst ist, wie zu erwarten, in gutem Schweizerdeutsch gehalten; nur der Berichterstat-ter der Gruppe Zugerland spottet seiner selbst und weiß nicht wie, wenn er sagt: „Nid mänge vo dene Beräinspresidänte und Rednere cha fini Gidanke nu äinigermaße fäälerrhy i sym Dialäkt härregä“, nachdem er selber berichtet hat: „Sowohl de Referänt als au die maißchte Kolllege sind nid gäg de Forderige vom Bund fürs Schwyzer-tütisch usträte“; es braucht in der Tat „zäächi Uusduur, wenn mer üßes Programm wend verwirkliche“ usw.! (Die Sprachstelle des Bun-des hat es für nötig gehalten, am Schlusse beizufügen: „A dem Bricht hät d Spraachstell nüüt gänderet.“) Am Schlusse der stattlichen Werbe-schrift taucht noch die Frage auf: „Wie wäärs mit sonere Zytig?“ Bis jetzt hat man noch nichts davon gehört, denn unabhängig vom Bund erscheint, geleitet von Dr. Schmid in Freiburg, im 4. Jahrgang 4= bis 6mal unter dem Titel „Schwyzerlüt“ eine „Zytischrift für üßi schwyze-rißche Mundarte“. Sie bringt ausschließlich mundartliche Beiträge in gebundener und ungebundener Form, natürlich nicht alle gleich gut, aber es sind gute darunter. Auch werden Mundartbücher besprochen. Aber Ausdrücke wie „Uslandschwyzer in USA.“ und „USA.-Fründe“ klingen nicht schweizerdeutsch; auch sonst hört man aus den Worten des Schriftleiters auf Schritt und Tritt Hochdeutsch heraus, auch wenn er behauptet, „Mittelpunkt und Läbesquell“ der schweizerischen Kunst (der schweizerischen, also nicht bloß der deutschschweizerischen!) seien unsere Mundarten — ja, wo bleiben da unsere Welschen und Tessiner? Gar nicht nach mundartlichem „Läbesquell“ schmeckt es, wenn der Schriftleiter nach einem „Witz“ geistreich beifügt: „I bi äben e chli e Mephisto.“ Auch seine Schreibweise ist ungeschickt: „Beweisen“ heißt bei ihm „bewiese“, heißen wird zu „bieße“. (Dieses ie für langes i hat im Schriftdeutschen seine geschichtlichen Gründe; in schweizerdeutschen Texten aber ist es geradezu unerträglich, weil wir den alten Doppel-laut ie noch haben — lieb, Tier — und uns deshalb versucht fühlen, auch „bewiese“ und „bieße“ so zu sprechen. Ziemlich allgemein üblich ist dafür die Schreibung mit h: bhße). Grundsätzlich ist natürlich ein solches Mundartblatt ebenso berechtigt wie eine Zeitschrift für Hei-mat- oder Naturschutz, die wir ja auch haben, und wenn man sicher wäre, daß sie immer gute Mundart brächte wie in ihren Sondernum-



mern für Tavel, Reinhart, Lienert, Suggenberger, könnte man sie begrüßen; da aber der Schriftleiter offenbar kein sicheres Gefühl hat für die Reinheit der Mundart gegenüber der Schriftsprache, müßte man dem von ihm gewünschten Ausbau zur Monatschrift, in der er den scheinbar gewaltigen Stoffandrang bewältigen könnte, mit Bedenken zusehen. Daß er von der Stiftung „Pro Helvetia“ nichts bekommen hat, veranlaßt ihn zu bitter klingen sollendem Spott.

Doch kehren wir zu unsern Zeitungsausschnitten zurück\*). Sie und da bringt ein Blatt ein schweizerdeutsches Gedicht, ein Modeblatt sogar einmal ein modisches Schlafliedli („d'Chindli is i d's Bettli gange, hei nam Schlaf e groß Verlangue“!), hie und da eine Erzählung oder Beschreibung oder eine meist lächerlich wirkende geschäftliche Anzeige; zum Beispiel empfiehlt da einer ein Gasthaus in Lugano mit seinen „günstige Konditione“. Aber im ganzen ist es wenig. Einige unserer Auschnitte beschäftigen sich in Mundart mit der Mundart; so läßt der „Bund“ in seinem „Stübli“ seinen Strüßi wacker kämpfen für gutes Berndeutsch; in der „Berner Woche“ möchte Ari Grunder die Anrede mit „Sie“ „unbedingt besytige“ (sollte man dieses „besytige“ nicht aus dem Schweizerdeutschen beseitigen?). In der „NZZ.“ zieht Blatter schriftdeutsch scharf vom Leder gegen die „Schriftwörterei“, das heißt die Sucht, sein Zürichdeutsch in Lauten, Formen und Wortschatz der Schriftsprache zu nähern, statt die beiden sauber zu trennen; er stellt diese Sprachmengerei auf dieselbe Stufe wie die Fremdwörterei im Schriftdeutschen, von dem er in aller Hochachtung spricht, im Gegensatz zu andern, die das Schweizerdeutsch nicht loben können, ohne gleichzeitig die Schriftsprache herabzusetzen. Gegen die nun auch in den allgemeinen Mundartgebrauch eindringende Form „zwoo“ vor nichtweiblichen Wörtern, auch gegen die gräßliche und ungeheuer überflüssige „zwote Kompanie“ und gegen die ebenfalls überhandnehmende Formel: „Adjö die Dame“ wehren sich einige Blätter. Emil Hügli spottet über die roh klingende Redensart „I hau's“ (womöglich sogar: „i d'Chile“). Die „Zuger Nachrichten“ bedauern das Schwinden des schweizerdeutschen Sprachgefühls, das sich zeige im Wemfall der Mehrzahl: „Vo dene schöne Meitli“ statt „Meitlene“. Mundartliche Vorstöße in die Schriftsprache werden empfohlen für gewisse Eigennamen: Unsere Stadt Freiburg soll künftig Fryburg

---

\*) Genaue Stellenangaben werden aus Gründen der Raumerparnis nur in besondern Fällen gemacht; sie stehen aber beim Schriftführer zur Verfügung.

heißen; das mache die Beifügung „im Uechtland“ überflüssig und nähere sich auch der französischen Form. Ob auf der neuen Landeskarte wieder „Einsiedeln“ stehen solle oder „Einsiedlen“, darüber erschienen lebhafteste Auseinandersetzungen in den „NZN“. Aber in aller Seelenruhe erklärte dann in der Beilage zur „Neuen Einsiedler Zeitung“ (Februar 1942) Martin Gyr, sie, die Waldeute, würden weder über die eine noch über die andere Form „in Schermerut verfallen“. Im „Aufgebot“ verlangt Lorenz, Glarus solle zu „Glaris“ umgetauft werden, weil der Glarner so spreche. Das müßte natürlich auch zu „Züri“, „Bärn“, „Baasel“ usw. führen. Die Landestopographie hat es nicht leicht, es allen Leuten recht zu machen; G. Saladin vom Idiotikon spricht von einem „ungeheuerlichen Wust unserer durch Verständnislosigkeit sowohl gegenüber der Schriftsprache wie der Mundart verhandelten Namensgüter“. — „Fort mit den Fremdwörtern!“ (es handelt sich namentlich um häufig mundartlich gebrauchte: Bullover, Overall, Lunch — man hört auch schon in reizendem „Schweizerdeutsch“ vom „Bullöverli“ sprechen), ruft ein Einsender in den „Schaffh. Nachrichten“. Die „Schweizerische Metzgerzeitung“ ersuchte die Buchdruckerzeitung, dafür zu sorgen, daß „unsere bekannteste Volkswurst“ einheitlich Cervela (Mz. Cervelas) geschrieben werde. Wir haben uns in den „Mitteilungen“ 8/9 1941 für Cervela (Mz. Cervelas) entschieden; die schriftdeutsche Form Zervelatwurst hat bei uns keine Aussichten und bezeichnet auch etwas anderes. Bei der Gelegenheit wird auch der „Schübling“ helvetisiert zu „Schüblig“, was gänzlich überflüssig ist, da die Form „Schübling“ für eine Wurst in der Schweiz schon vor tausend Jahren üblich war. Die „Republikanischen Blätter“ und andere Zeitungen wehren sich mit Recht für „Ziger“ gegen „Quark“, das man gelegentlich sogar als „Quarg“ empfohlen sieht. Zur schweizerischen Kulturpflege rechnet es die „Nation“, daß man nicht etwa sage: „I bi umgfale“, sondern: „I bi umgheit.“ (Dem Ursprung von „gheien“ geht man besser nicht nach; übrigens findet man es auch im Alemannischen überm Rhein.)

Von den schriftdeutschen Ausschnitten, die sich mit der Mundart beschäftigen, bilden fast die Hälfte Besprechungen von Büchern, Auführungen, Filmen usw. Bei der Beurteilung von Howalds berndeutscher „Apostelgeschichte“ weist G. Sch. darauf hin, daß der gewaltige biblische Text „vergemütlicht“ werde, und tadelt an der Sprache besonders den falschen Gebrauch des bezüglichen Fürworts, das, äußerlich sehr unscheinbar, wegen seiner Häufigkeit und satzbaulichen Aufgabe aber eben doch wichtig ist; es heißt nun im Schweizerdeutsch einmal



„wo“ und nicht anders. Denselben Fehler tadelt E. R. an einem Versuch, die Psalmen ins Zürichdeutsche zu übersetzen. Gewiß wird die Mundartdichtung im allgemeinen wohlwollend behandelt, zum Teil gewiß auch mit Recht, aber A. Uttenhofer warnt doch unter dem Titel „Ist der Dichter vogelfrei?“ vor der Berschweizerdeutschung von Kellers Werken. Erfreulich ist, daß sich heute die Mundartbühne auch ernstern Stoffen zuwendet und nicht nur die bekannten „zwerchfellerschütternden Stückli“ liefert, daß zum Beispiel Thürers Beresinenspiel nicht nur glarnerisch, sondern sogar in berndeutscher Fassung aufgeführt worden ist; Balmers Spiel „De neu Weg“ behandelt die volkswirtschaftlich wichtige Frage der Güterzusammenlegung und Reinharts Hörspiel „D's Glück“ in heiterm Ton die Landflucht.

Die Zeitungen berichten aber auch über die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Mundart, so über Baumgartners sehr wertvolle Schrift „Stadtmundart — Stadt- und Landmundart“, in der an den Beispielen von Bern und Biel und ihrer Umgebung die stetigen waagrechten und senkrechten Störungen (zwischen Stadt und Land und zwischen obern und untern Ständen) genau beobachtet sind. Daß in den letzten Jahrzehnten auch mit dem Baseldeutschen eine starke Veränderung vorgegangen ist, ergibt sich aus einer Auseinandersetzung in der „Nationalzeitung“ über „Baseldytisch und Radio“, wornach nur noch etwa ein Fünftel der Basler die lautlichen Eigentümlichkeiten zeigen, die man für ausgesprochen baslerisch hält: Beegeli, Bäumli usw. Da das den übrigen Deutschschweizern lächerlich klinge, verwenden die Filmdichter auch den Basler mit Vorliebe für lächerliche Rollen, selten für ernste. Gegen den „Aberglauben“, Baseldeutsch sei eine Mundart hauptsächlich für Schurken und Hanswurste, hatte sich die „Nationalzeitung“ schon früher kräftig und mit Recht gewehrt. In Anlehnung an den bekannten Ruf: „Gang, lueg d'Heimat a!“ ruft der Basler „Gang, los der Heimat zue!“ und fordert dabei Achtung auch für seine Heimatsprache — gewiß mit Recht. Daß übrigens jene „Entrundung“ von ü zu i und von ö zu e und die Aussprache des anlautenden f (Korn statt Chorn) nicht uralt sind, vernehmen wir aus dem Bericht über einen Berner Vortrag Bruckners über „Sprachliche Spannungen zwischen Stadt und Land“. Auch er rechnet mit dem baldigen Verschwinden dieser Eigenarten, die aus dem ausgehenden Mittelalter und aus den „besseren Kreisen“ um den Bischof stammen. Die Blätter berichteten auch über Baumgartners Vortrag an unserer Jahresversammlung über den deutschschweizerischen Sprachatlas. Von den Fortschritten des Idiotikons nimmt aber außer unsern „Mittei-



lungen" und dem „Bund“ nur die „NZZ.“ Kenntnis, die auch über weitere Mundartforschung berichtet, so über bündnerische (Zinsli), schaffhauiserische (Wanner), zürcherische (Blatter). In der „Appenzeller Landeszeitung“ plaudert H. R. Schmid hübsch über „Züritüttsch, Bärndüttsch, Baaseldyttsch“, ebenso anderswo Ruth Waldstetter. In der „NZZ.“ berichtet Bornet über unsere Soldatensprache, im „St. Galler Tagblatt“ M. S. über „Ritterliches Schweizerdeutsch“. Erwähnt sei auch noch, daß in einem der innern Kantone eine „Bewegung gegen schlechtes Reden und Fluchen“ entstanden ist und damit gegen das verbreitete Vorurteil, daß unsere Mundart „von Grobheiten strotzen müsse, um echt schweizerisch zu wirken“. Vom Erfolg hat man noch nichts gehört.

Für die Zürcher Jungbürgerfeiern waren die Redner in den verschiedenen Stadtkreisen angewiesen worden, ihre Ansprachen schweizerdeutsch zu halten; die Jungbürger und -bürgerinnen selbst aber wurden aufgefordert, das Treuegelöbniß abzulegen mit den Worten: „Ich gelobe es!“ Wenn dann einer das Gelöbniß nicht hält, wird das Hochdeutsch schuld sein müssen! Daß die Schweizer aber immer noch mehr und lieber Hochdeutsch lesen als Schweizerdeutsch, beweist das Verzeichnis von 45 Büchern (davon 43 aus Schweizer Verlagen), die die Monatsbeilage „Jugendbuch“ der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ vor Weihnachten 1941 empfiehlt und von denen nur eins (für die Kleinen) in Mundart geschrieben ist. In einer Aussprache über die Frage, ob an unsern Theaterschulen Schweizerdeutsch oder Hochdeutsch die Grundlage des Unterrichts bilden solle, überwog die Ansicht, daß in erster Linie das Hochdeutsche gepflegt werden müsse.

Endlich sei noch vermerkt, daß die vom „Schwyzertüttschbund“ angewandte und in Dieths Schrift „Schrjbed wien er reded“ empfohlene Schreibweise nicht nur von den meisten Mundartschriftstellern und der Zeitschrift „Schwyzlerlüt“ nicht angewandt, sondern vom „Landboten“ und anderswo ausdrücklich als zu fremdartig abgelehnt wird.

Im ganzen kann man ja sagen: die Mundartbewegung ist in ziemlich vernünftigen Grenzen geblieben, und dem seinerzeit von einer Berner Pressestelle P. P. gemachten Vorschlag, bei der nächsten Volkszählung auch statistisch festzustellen, daß die Deutschschweizer schweizerdeutsch reden, ist unser Statistisches Amt, dessen Mundartpolitik wir damals bekämpfen mußten, vernünftigerweise nicht gefolgt. Wenn unser Rundspruch heute mehr mundartliche Beiträge bringt als früher, zum Beispiel Bottebrecht Miggels, das heißt Traugott Meyers ge-

funde und gemütliche Plaudereien, so ist das ja gut. Es ist auch zu spüren, daß dabei nicht nur mehr, sondern, was uns noch wichtiger ist, auch bessere Mundart gesprochen wird. Schlimm ist aber heute noch das „Schweizerdeutsch“ der Vereins- und Versammlungsleiter, der parlamentarischen oder sonst politischen (auch Fest-) Redner. Was sich so ein Vereinsobmann zur Begrüßung und Bedankung eines Vortragsredners leistet, tut einem, der ein schweizerdeutsches Sprachgefühl und nicht nur ein schweizerdeutsches Trommelfell hat, manchmal doch weh. Und doch ist etwas erfreulich daran: aus dem schlechten Schweizerdeutsch hört man meistens ganz deutlich heraus, wie gut der Mann — hochdeutsch reden könnte, wenn er nur wollte oder zu wollen wagte. Ein mehr oder minder mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch ist etwas Natürliches und kommt sozusagen überall vor; es beleidigt weniger als ein schriftdeutsch verseuchtes Schweizerdeutsch; denn das ist ein unnatürliches Gemisch. Es wäre eine Beleidigung unserer Volksschule, wenn man sagte, die Zuhörer „verstünden“ Schweizerdeutsch besser als Schriftdeutsch. Was an der schriftdeutschen Rede eines Menschen, der sich überhaupt verständlich ausdrücken kann, manchmal schwer zu verstehen ist, sind die Fachausdrücke, und die sind meistens doch schriftdeutsch oder sogar Fremdwörter. G e m ü t l i c h e r freilich klingt uns unsere Mundart, und Gemütlichkeit ist gewiß eine schöne Sache, aber doch nicht das höchste Ziel. Verdächtig ist an ihr schon, daß sie das Hochziel der Seldwyler war, wie der Entdecker dieser Stadt ausdrücklich sagt: „Sie halten die Gemütlichkeit für ihre besondere Kunst, und wenn sie irgendwo hinkommen, wo man anderes Holz brennt, so kritisieren sie zuerst die dortige Gemütlichkeit und meinen, ihnen tue es doch niemand zuvor in dieser Hantierung.“

## II.

Gehen wir über zur S c h r i f t s p r a c h e. Den Uebergang nehmen wir am besten bei der Aussprache, weil da der Zusammenhang mit der Mundart am stärksten ist. Im „Geistesarbeiter“, der Monatschrift des Schweizerischen Schriftstellervereins und der Gesellschaft schweizerischer Dramatiker, hat Armin Ziegler in einem Aufsatz „Wir Schweizer und die Hochsprache“ unsere Stellung richtig so umschrieben: „Die hochdeutsche Schriftsprache liegt uns . . . zu nah, um als Fremdsprache, die gründlich und gewissenhaft gelernt werden sollte, empfunden zu werden, und doch wieder . . . zu fern, um ohne weiteres gekonnt zu sein.“ Ein Unglück nennt er vor allem unsere Sprechweise, und er wie-



derholt, was Mörikofer schon vor hundert Jahren gesagt hat: „Der Schweizer ist stolz auf sein Sprachtalent — wenn es sich um Fremdsprachen handelt.“ Er zählt dann unsere schwersten Sprechfehler in einem stattlichen „Sündenverzeichnis“ auf, darunter auch unsere Gewohnheit, den Mitlaut am Ende eines Wortes, etwa des Artikels oder einer Vorsilbe, zum Selbstlaut der folgenden Silbe hinüberzuziehen: „roter Adler“ klingt wie „Rote Radler“, statt „Ber=ein“ sprechen wir „Be=rein“, statt bei jedem Selbstlaut am Anfang einer Silbe fest einzusetzen. Aber es ist doch zu sagen, daß in den letzten paar Jahrzehnten vieles besser geworden ist und immer noch besser wird. Geradezu auffallend ist der eben erwähnte feste Einsatz der Selbstlaute bei den Radiosprechern, und während man früher in der Anrede „Herr Oberst“ das r noch harmlos mit dem folgenden O verband und „He Robert“ sprach, konnte man kürzlich bei einer Rekrutenkompanie beobachten, daß einer nach dem andern bei der Meldung fast ängstlich „Herr“ (nach deutlicher Pause:) „Oberlüttenant“ sagte („Oberlüttenant“, also hochdeutsch ausgesprochenes Schweizerdeutsch, statt wie sonst umgekehrt). Heute spricht schon mancher Volksschüler auf dem Lande besser aus als mancher Hochschullehrer in der Stadt, und daß man in solchen Zeiten wie den heutigen den Deutschschweizern ihre Pflichten gegen die Hochsprache in einer solchen Zeitschrift in solchem Tone einhämmern darf, ist doch auch ein Fortschritt.

Regelmäßige Sprachpflege finden wir nur in der „Schweiz. Lehrerzeitung“, zum Beispiel in einer Reihe von Beiträgen Bruckners über „die Verwahrlosung unserer Sprache“, in Aufsätzen von Favre über „einige Arten von Deutsch“, von Stocker unter dem allerdings verunglückten Titel „Anarchie im Gebrauch der Tempora“ (er meinte natürlich „Tempora“, weil er nicht „Zeitformen“ sagen zu dürfen glaubte) usw. Und dann noch, zu seinen Ehren sei es gesagt, im Basler „Beobachter“, der häufig eine Spalte „Gutes Deutsch“ mit Briefkasten brachte, darin er zwar in Unkenntnis der Sprachgeschichte hie und da tüchtig daneben hieb, meistens aber doch recht hatte. Gelegentlich tobt auch das „Genossenschaftliche Volksblatt“ mit Recht gegen einen sprachlichen Mißbrauch, zum Beispiel die Verwendung von „wie“ statt „als“ („größer wie du“), verhaut sich aber manchmal ebenfalls gründlich, z. B. wenn es meint, man könne „Herr“ auch stark beugen und sagen: dem Herr, den Herr! Auch Tagesblätter wehren sich etwa gegen Unsitten, so der „Bund“ und die „Nationalzeitung“ gegen die modische Wendung, etwas „unter Beweis stellen“. Die „Nation“ bekämpft die „bessere Braut“, die „Tat“ die „Anbauschlacht“. Man spricht von



„Verlotterung“ der Sprache der Behörden, wenn es in einem Basler Straßenbahnwagen heißt: Besucher „des Friedhof am Hörnli“. Man spricht sogar von „Sprachverhunzung“, wenn bei uns Wörter wie „Belange“, „planmäßig“, „Neuordnung“, „Mangelwirtschaft“, „Einsatz“ austauschen, und wittert darin Gefahr für das Vaterland, weil sie über den Rhein hereingekommen seien. Stellenweise ist man von lächerlicher Angstlichkeit gegen solchen „Import“. — Im „Kleinen Bund“ spricht Emil Balmer über Bosco-Gurin; in verschiedenen Blättern lesen wir über den schweizerischen Ursprung von „faudermwelsch“ aus „churmwelsch“, das heißt rätoromanisch, über deutsche Flurnamen im Bergell usw. Aus den Zeitungsberichten ist auch zu ersehen, daß sich die Lehrerkonferenzen fleißig mit Fragen des Deutschunterrichts beschäftigen. Mehr oder weniger stark wird immer die Notwendigkeit besserer Ausbildung in der Schriftsprache betont. Wie nötig solche ist, beweist unter anderem die Besprechung des Buches „Bessere Ergebnisse im Deutschunterricht“, laut „Appenzeller Zeitung“ aus der Feder „von Erziehungsrat Josef Bächtiger, früher e r vieljährig e r Redaktor der „Östschweiz““ — es kann doch nur heißen: „früher e m vieljährig e m Redaktor“ oder: „d e m früher e n vieljährig e n Redaktor“ — ein Druckfehler ist ausgeschlossen. Im „St. Galler Volksblatt“ steht auch der Bericht über einen Konferenzvortrag, in dem von der Mutter gesagt worden sein soll: „S i e l e r n t das Kind klar und deutlich sprechen.“ Der Unterschied zwischen lehren und lernen macht gewissen Leuten immer noch Mühe. Ein Sekundarlehrer in Rorschach ist von den sprachlichen Leistungen der neu aufgenommenen Schüler immer weniger befriedigt und glaubt, eine auffallende Nachlässigkeit in Rechtschreibung, Sprachlehre und Wortschatz zu beobachten. In der Elementarlehrerkonferenz des Kantons Zürich sprach Prof. Rittmeyer über „Schriftsprache und Mundart“, stellte jedes an seinen Platz und bewies die Haltlosigkeit der Behauptung, Schriftdeutsch sei für uns eine Fremdsprache, die im Bericht über eine Appenzeller Konferenz wieder auftaucht. Denselben Gegenstand behandelte geschichtlich auch Dr. Wanner an der Bezirkslehrerkonferenz Hegau und bezeichnete den Zustand, wie er sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gestaltet habe, als befriedigend. Unter demselben Titel besprach in einer Vortragsreihe der Gemeindestube Diestel Lehrer Ewald allerlei Fehler gegen die Gesetze beider Sprachformen. Denn auch außerhalb der Lehrerschaft werden Vorträge über sprachliche Gegenstände gehalten, und die Presse berichtet darüber, vor allem der „Bund“, der die Versammlungen unseres Berner Zweigvereins verfolgt, das „St. Galler Tagblatt“,

das über die dortige Sprachgesellschaft Bericht erstattet, die „NZZ.“, die die „Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich“ begleitet, deren deutschsprachliche Gegenstände allerdings in den letzten Jahren kaum mehr die Hälfte des Vortragsverzeichnisses bilden, so daß sie ihren Namen nur noch mit beschränktem Rechte führt. Ein ganzer Sommerkurs der Stiftung Lucerna ist dem „Menschen und der Sprache“ gewidmet worden, in dem Prof. Debrunner unter anderm das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache in unserm Sinne behandelte. Ueber eine erfreuliche Veranstaltung „Lob der deutschen Sprache“, die besonders der Schriftsprache galt, haben wir in den „Mitteilungen“ XXV 2/3 schon berichtet. Die Vorträge sind nun in einem schmucken Bändchen des Atlantisverlages, der den Abend veranstaltet hatte, herausgekommen.

Schriftdeutsch und nicht etwa schweizerdeutsch ist auch die Sprache der bereits ansehnlichen und mit Recht angesehenen, in der Presse vielfach empfohlenen neuen Sammlung „Sprachgut der Schweiz“ von Helbling und Signer, eine mannigfaltige Bereicherung des Lesestoffes für Mittelschulen. Wertvolle Beiträge zur schweizerischen Sprachpflege sind auch Paul Langs „Arbeitsbuch“ und Wohlwendts „Kleiner Sprachkurs“.

Die übliche Filmsprache nennt Ad. Ribi in der „NZZ.“ in erfrischend deutlichem Aufsatz „unerlaubt schlimm“. Auch der „Schweizer Film“ beklagt sich über die schlechte Fassung der Untertitel ausländischer Filme. Schuld sind daran also nicht die Schweizer, aber sie sollten sich gegen den Unfug noch lebhafter wehren. — Nicht leicht haben es die Sprecher unseres Rundspruchs. Gegen eigentliche Sprachfehler, etwa im Gebrauch der Zeitformen, beschwert man sich zwar weniger als über die falsche Aussprache fremder Eigennamen — als ob das so wichtig wäre!

Sehr erfreulich war im „Geistesarbeiter“, dann abgedruckt in der Sonntagsbeilage des „Wochenblatts von Pfäffikon“, ein Aufsatz von H. R. Schmid „Die Schrift an der Straße, ein Kapitel Kulturpsychologie“ mit seinem Spott über die vielen fremdsprachigen Aufschriften etwa an der Zürcher Bahnhofstraße, zum Beispiel „Tea Room, diese Mißgeburt des Fremdländisch-Tuns, die so wenig englisch ist wie der Perron französisch“, die Quinquaille, die Pédicures, Robes, Manteaux, Maisons usw. Er schließt: „Wir sollten uns nicht den Anschein geben, als ob uns alle Sprachen Europas geläufig wären... Warum scheuen wir uns, den eigenen Charakter uns einzugestehen, so zu sein, wie wir sind?“ All das haben wir in unsern Schriften auch schon ge-



sagt, aber wenn es im „Geistesarbeiter“ steht oder in einem ländlichen Sonntagsblatt, wirkt es viel mehr. Daß eine bayerische Bierhalle, ein Wiener Café oder ein „Restaurant français“ gegen die schweizerdeutsche Eigenart geht, muß auch Ad. Guggenbühl zugeben (in der „Schweizer Illustrierten“, 3. 11. 41); daneben haudert er aber fröhlich weiter in seiner schweizerischen Kulturpfuscherei, in der er das „Ber-ner Buurehuus“ dem „Palacehotel“ gegenüberstellt, um beweisen zu können, daß die Wörter schweizerisch, heimelig und demokratisch eigentlich dasselbe bedeuten, und um die unter seiner Führung entstandene „äigentlichi Renaissance vo der schwyzerische Kultuur“ zu beweisen, die einst Dichter von „öuropööischem Formaat“ hervorgebracht habe (Gottfried Keller war freilich anderer Meinung, aber er verstand es nicht besser). Für diese „Renaissance“ ist es allerdings höchste Zeit; denn immer noch halten die deutschschweizerischen Konsumverwalter unter sich eigene Tagungen ab; ja sogar die deutschschweizerischen Verwalter höchster Geistesgüter tun das; denn noch im Mai 1941 versammelten sich die Philosophischen Gesellschaften von Basel, Bern und Zürich unter sich, und erst kurz vorher war eine „Schweizerische philosophische Dachgesellschaft“ gegründet worden, was nicht ganz leicht gewesen zu sein scheint; denn, so berichtet die „NZZ“, die welsche Philosophie sei „ebenso fast ausschließlich an der französischen philosophischen Bewegung orientiert wie die der deutschsprachigen Schweiz an derjenigen Deutschlands“. Und der Bericht der „NZZ.“ über eine Aufführung von Schillers „Tell“ im Zürcher Stadttheater im Jahr der Jubelfeier schließt mit den Worten: „Das zeigte eben auch diese Aufführung wieder: er ist und bleibt unser stärkstes, herrlichstes nationales Drama und ist heute aktueller als je“. (Er ist auch kürzlich von Clementina Gilli ins Ladinische übersetzt worden.) Gewiß gibt es, da hat G. schon recht, ein gewisses Maß von gemein-schweizerischer Kultur, und sie kann bestehen, auch darin hat er recht, ohne daß man sie genau bestimmen kann. Aber er überschätzt das Maß gewaltig, und noch weniger kann man die Deutschheit unserer Kultur leugnen, wie er es immer wieder versucht. An einem „Kul-turabend“ der Freisinnigen Partei Zürich, der der „Krise des geisti-gen Arbeiters“ gewidmet war, sprach Kurt Guggenheim über die *N o t l a g e* des deutschschweizerischen Schriftstellers und erwähnte als ersten Grund den *A u s f a l l d e s d e u t s c h s p r e c h e n d e n A u s - l a n d e s*. Belletristik sei in diesen Zeiten (wo Deutschland keine Schweizer Bücher kauft) für den Verleger ein Verlustgeschäft. Sorgt vielleicht Guggenbühl dafür, daß die Welschen Ersatz leisten? In



einem Vortrag über die Frage: „Von welchen geistigen Kräften lebt unser Land?“ erklärte Dr. Hackländer an der Tagung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Ferienhilfe und Freizeitgestaltung: „Die Gefahr der kulturellen Enzucht kann bei uns nie akut werden, weil wir schicksalhaft mit den Kulturen Europas verknüpft sind.“ (Lobend wird bei der Gelegenheit erwähnt, bei einem abendlichen Beisammensein habe einer der jungen Eidgenossen Karl Hedigers Schützenfestrede aus Kellers „Fähnlein“ in „fast vollendetem Bühnendeutsch“ vorgetragen.) Vom Zwingliverein Zürich hören wir, daß der Druck eines schweizerischen reformationsgeschichtlichen Werkes unter anderem nur möglich war „dank der Unterstützung durch deutsche wissenschaftliche Institute“. Weil wir zwischen Kultur und Politik immer noch zu unterscheiden wissen, freut es uns anderseits, daß zum Beispiel an der Bundesfeier der Verkehrsschule St. Gallen, die Schüler aus allen unsern vier Sprachgebieten zählt, der Schweizerpsalm gleichzeitig in allen vier Sprachen gesungen worden ist, daß also alle dasselbe Gefühl ausgedrückt haben, aber jeder in seiner Sprache, die er (mit Ausnahme der Romantischen) mit einem Auslandsgeheim hat. An der Bundesfeier in Locarno hat auch Nationalrat Janner, der stellvertretende Stadtpräsident, in seiner im übrigen gut tessinischen Rede ehrend seiner Heimatgemeinde Bosco-Gurin gedacht, die ihren alten Ueberlieferungen (zu diesen gehört vor allem die deutsche Sprache) treu geblieben sei.

Erwähnt sei noch die Schrift „Bornamen in der Schweiz“, die der Schweizerische Verband der Zivilstandsbeamten herausgegeben hat und die Richtlinien für die Wahl (oder Nichtwahl) von Namen enthält, ganz im Sinn unseres Volksbuches 7 („Wie soll das Kind heißen?“) und unserer „Leitsätze für Rechtschreibung und Sprachgebrauch im Zivilstands- (und überhaupt Kanzlei-) wesen“, also gegen die Vallenamen Lulu und Dada usw., die Verkleinerungsformen (Hansruedeli), die „Jgreggomanie“ (Berth) usw. im amtlichen oder sonst öffentlichen Gebrauch. Im „Kaufmännischen Zentralblatt“ fragt jemand, was der Ausdruck „Inflation“ bedeute, und erhält die Antwort: „Die Meinungen darüber gehen auseinander“. Im „Volksrecht“ (13. 2. 41.) sucht R. Freuler seinen Lesern die ungewohnte Schreibform „Schosföör“ mund- oder vielmehr handgerecht zu machen durch eine Menge richtiger Hinweise auf ähnliche Verdeutschungen der Schreibweise: der alte Coutchouc sei längst zum Kautschuk geworden, der Gyps zum Gips, der Elephant zum Elefanten, und neben dem Bureau blühe doch auch schon das Büro ...

Kurz, man kann nicht sagen, daß unsere Presse der Sprache an sich keine Beachtung schenke. Man kann auch nicht sagen, daß ihr Schriftdeutsch im allgemeinen schlecht sei, obgleich wir manchen Steinkratten voll Fehler und Geschmacklosigkeiten ausschütten könnten. Wenn man die ungeheure Masse des in Zeitungen und Büchern Geschriebenen und Gedruckten bedenkt, von dem denn doch das meiste richtig und vieles sogar ebenso gut ist wie anderswo, wo sie auch Fehler machen, nur andere, so darf man auch nicht sagen, daß die hochdeutsche Schriftsprache bei uns schlecht aufgehoben sei.

In den ersten Lebensjahren unseres Vereins bis 1921 erschien aus Blochers Feder im Jahresheft, das seit 1912 „Rundschau“ heißt, jeweilen ein Beitrag „Deutsch und Welsch“, dann bis 1923 „Deutsch und Undeutsch“; er bezog sich hauptsächlich auf die Schweiz, warf aber schon früh den Blick auch über die Grenzen und nahm 1924 die heutige Ueberschrift „Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland“ an. Wie steht es heute zwischen Deutschschweizerisch und Welsch im Sprachlichen und allgemein im Geistigen?

Im Zürcher „Tagesanzeiger“ schreibt (13. u. 14. 2. 41) ein seit dreizehn Jahren in Lausanne wirkender Deutschlehrer fesselnd über den „Umschwung in der geistigen Haltung der Welschen“: die welsche Schweiz fühle sich immer noch als Glied der französischen Kulturgemeinschaft (sie haben offenbar noch nichts von Guggenbühl gehört!) und wolle sich auch nach dem staatlichen Zusammenbruch Frankreichs nichts von ihrer sprachlich-kulturellen Eigenart nehmen lassen; sie wehre sich gegen die allzu zahlreiche Einwanderung aus der deutschen Schweiz\*), auch gegen die vielen aus Bern kommenden Reglemente, deren Klarheit und sprachliche Richtigkeit oft zu wünschen übrig lassen.

\*) Aus andern Quellen erfahren wir, daß es zum Beispiel in Avenches schon 1930 neben 603 Waadtländern 904 Kantonsfremde gab, darunter 559 Berner, in Donatyre neben 35 Waadtländern 80 Berner, die für ihre Kinder von der Regierung einen deutschsprachigen Lehrer verlangten. In der Gemeinde Pâquier zuoberst im Val de Ruz mußte der Unterricht tatsächlich in deutscher Sprache begonnen werden, weil sonst die Berner Kinder nicht mitgekommen wären. Nach der Volkszählung von 1941 hat Mont-Tramelan im Berner Jura nur noch einen Viertel welscher Einwohner, weshalb die Gemeinde zur deutschen Amtssprache übergegangen ist und jetzt „Berg-Tramelingen“ heißt. Neuenburg entwickle sich, klagt Professor Lombard, zur Zweisprachigkeit; in Läden werde der Käufer bereits deutsch angesprochen. Eine Versammlung von Kaufleuten hat allerdings beschlossen, dagegen anzukämpfen. Umgekehrt plaudert Bourquin im „Expreß“ aus der Zeit vor der Jahrhundertwende, als das Verhältnis zwischen Deutsch und Welsch noch nicht so gut wie heute und Biel noch keine zweisprachige Stadt war. Gegen Beschränkung der Freizügigkeit wendet sich entschieden die „Tat“ (27. 7. 41).



Man hatte sich aber auch, sagt Hedinger, von Frankreich ins Schlepptau nehmen lassen in Eigenschaften, die den Niedergang und die Niederlage dieses Landes verursacht hätten: Schlampigkeit und Disziplinlosigkeit in Handel und Wandel, bei Regierung und Volk, Mangel an Verantwortungsbewußtsein, Genußsucht. Deshalb habe man auch für Gaststätten, Geschäfte und andere Betriebe tüchtige Deutschschweizer kommen lassen müssen, die arbeiten aus Liebe zur Arbeit. Das Schauspiel des französischen Zusammenbruchs habe dann aber die Welschen aufgerüttelt zu verschiedenen Erneuerungsbewegungen, man halte wieder mehr auf Familien- und Volksgemeinschaft und suche sich auch mit dem Deutschschweizer besser zu verständigen. „Man sieht ein, daß hinter dem oft trockenen, verschlossenen Wesen eine solide, gesunde Art und Tiefe des Gemüts und des Gedankens liegen, die wert sind, entdeckt zu werden.“ In Zeitungen und Zeitschriften, am Rundspruch, in Vorträgen und Schriften werde heute das gemeinsame Schweizertum betont. So habe die Zeitschrift „Suisse romande“ den Namen „La Suisse contemporaine“ angenommen. An welschen Blättern würden deutschschweizerische Mitarbeiter herbeigezogen und Auszüge aus deutschschweizerischen Blättern gebracht. Die von Professor Bohnenblust vor 18 Jahren gegründete Genfer „Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur“, über deren Veranstaltungen das Genfer „Journal“ regelmäßig, ausführlich und wohlwollend berichtet, auch wenn es sich zum Beispiel um Grillparzer oder „Lieder de Hugo Wolf“ handelt, erfreut sich denn auch in welschen Kreisen reger Teilnahme, und die „Tribune“ gibt zu, man habe dieser Vereinigung nicht immer die schuldige Achtung und Ermutigung erwiesen; man will das künftig gutmachen und freut sich über die Festigkeit des Mitgliederbestandes, der sich trotz den Zeitverhältnissen sogar zu heben scheine. Eine ähnliche Gesellschaft ist im November 1940 in Lausanne gegründet worden für Deutschschweizer, die die Berührung mit ihrer Muttersprache nicht verlieren wollen, und für Welsche, die « l'idiome de Goethe » und deutsche Musik im Urtext hören möchten. Im Anschluß an einen Aufsatz von Blahhof-Dejeune, der den Welschen besseren sprachlichen Anschluß an die Deutschschweizer zu suchen empfiehlt, macht dann allerdings die Lausanner „Revue“ aufmerksam auf die Schwierigkeit, die ihnen aus unserer Mundart erwachse. Wenn der Welsche sich bemühe, Deutsch zu lernen, soll er die Sprache Goethes, Schillers und Gottfried Kellers lernen oder Schweizerdeutsch, und allenfalls welches Schweizerdeutsch? Deshalb sei zu wünschen, daß im Welschland vom Deutschunterricht einige Stunden und vom



Lehrbuch einige Seiten dem Schweizerdeutschen gewidmet würden. In der Tat wird nun am Genfer Realgymnasium eine Wochenstunde der Mundart eingeräumt; in Genf und Lausanne werden Kurse in Schwyzertütsch veranstaltet, und auch ein Lehrmittel ist bereits erschienen: „Reded Schwyzertütsch“ von Schenker und Hedinger. In der „Gazette de Lausanne“ berichten in Zürich lebende welsche Professoren (Charly Clerc und Ed. Blaser) über unsere Mundartbücher, Mundartspiele, Mundartfilme, sogar über unsere Kleinkunsthühne „Cornichon“. — Nun haben wir eine welsche Schwyzertütsch-Begeisterung schon im ersten Weltkrieg erlebt, aber im Gegensatz zu damals beruht sie heute nicht auf bloßem Deutschenhaß, der es uns zum Vorwurf machte, daß wir die „Sprache Bismarcks und Ludendorffs“ benutzten, sondern auf dem Bedürfnis, zum Beispiel auch welscher Soldaten, sich mit uns überhaupt verständigen zu können, und das ist bei der Hartnäckigkeit, mit der der Deutschschweizer, wenn er nicht französisch sprechen kann oder mag, auch im Verkehr mit Welschen an seiner Mundart festhält, gar nicht möglich ohne einige Kenntniss darin. Auch der eine Verfasser des erwähnten Lehrmittels, P. Hedinger, erklärt ausdrücklich « le Hochdeutsch » als für uns unentbehrlich; er widerspricht auch deutlich dem demagogischen Schlagwort, es sei für uns eine Fremdsprache, und weist sogar darauf hin, daß unsere besten Dichter, von Gotthelf über Keller zu Spitteler, ihre Verleger in Deutschland gefunden haben. Ganz deutlich spricht Charly Clerc im Anschluß an eine liebevolle Besprechung schweizerdeutscher Werke; er tadelt unsere heutige Neigung, die Schriftsprache hintanzusetzen; er verurteilt es, daß einer seiner Amtsgenossen an der Eidgenössischen Technischen Hochschule ein Seminar in Mundart durchführe und an der Musikschule ein musikgeschichtlicher Lehrgang schweizerdeutsch erteilt werde, daß man auch in Gegenwart Welscher überall schweizerdeutsch rede; vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren sei es nicht so gewesen, man könne von einer förmlichen Mundarttrunkenheit (« une véritable ivresse ») reden. Auch in einem andern Aufsatz in « Formes et Couleurs » bekennt er sich als eifrigen Freund unserer Mundartdichtung (er sagt immer Suisse allemande, nicht « alémanique »), aber für noch bedeutender hält er unser hochdeutsches Schrifttum; über alles schätzt er den „Grünen Heinrich“ und wagt zu fragen, ob Kellers „Mißbrauchte Liebesbriefe“ durch die Verfilmung und Verschweizerdeutschung nun „helvetischer“ geworden seien. In einer Fußnote weist er sogar hin auf Kellers Brief an Storm, in dem die Mundartdichtung den „Quernaturen“ überlassen wird. In derselben Zeit-

schrift plaudert Max Eichenberger, übersetzt von P. Budry, eher spöttisch über unser Schweizerdeutsch und uns Deutschschweizer, die wir unsere „Muttersprache“ von Anfang an verraten, indem wir unsere Mutter „Mama“ nennen und zum Teil dabei bleiben, zum Teil, wenn es das Standesbewußtsein erlaube, zu „Müetti“ übergehen, das er begeistert begrüßt. Im Briefkasten der „Semaine de la femme“ fragt eine Mutter, ob sie wohl daran tue, mit ihren Kindern gleichzeitig (« simultanément » — wie macht man das übrigens?) Französisch (ihre Muttersprache), Englisch und Deutsch zu sprechen, und welches Deutsch, « le bon allemand ou le schwyzerdütsch »? Man rät ihr zum « bon allemand, pas de schwyzerdütsch ». Die „Tribune de Lausanne“ beklagt sich, daß der Stadt Montreux kein Filmstudio bewilligt worden sei; so seien ja die Welschen von der schweizerischen Filmerzeugung ausgeschlossen; denn Schweizerfilme der deutschen Schweiz seien in Mundart gehalten und diese für welsche Hörer unzugänglich (inaccessible).

Wie gesagt: im Gegensatz zu 1914 bis 1918 schätzt man heute im Welschland auch unser Schriftdeutsch höher als vorher. Zwei welsche Walliser Blätter bringen den Bericht einer begeisterten Teilnehmerin an einem Fortbildungskurs für welsche Deutschlehrer, den das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit im Sommer 1941 in Biel veranstaltet hat. Die Lehrer hätten es verstanden, ihre Schüler das Deutsche geradezu lieben zu lehren (« faire aimer l'allemand, le bel allemand »), und zwar « le Hochdeutsch cent pour cent », auch in der Aussprache! Nachdem „Pro Juventute“ mehrmals Sprachferienlager für Deutschschweizer im Welschland durchgeführt, hat die Stiftung 1941 zum erstenmal die Sache umgekehrt und junge Welsche in der Burg Rotberg am Nordhang des Jurablauens gesammelt. Im Sommer 1941 haben auch 35 Genfer Gymnasiasten ein Sprachferienlager in Wädenswil durchgeführt. Ein welscher Erziehungsdirektor empfahl nicht nur Studentenaustausch, sondern verlangte geradezu Vorschriften, wonach unsere westschweizerischen Studenten mindestens ein Semester in der deutschen Schweiz zubringen sollten und umgekehrt. Während früher nur Ferienplätze im Welschland gesucht wurden, veranstaltete „Pro Juventute“ im Sommer 1941 auch davon die Umkehrung. Und während man in Zürich jeden Winter französisches Schauspiel sehen konnte, wundert sich heute die Genfer „Suisse“ nach einer dortigen deutschen Aufführung von Ibsens „Gespenstern“ durch die Truppe des Zürcher Schauspielhauses, warum diese Truppe nicht häufiger nach Genf komme, und die „Tribune“



bespricht in Begeisterung die Aufführung von Goethes „Iphigenie“. Sogar ein guter Leitfaden für das deutsche Schrifttum (von Schenker und Haßler) ist erschienen. In Genf soll auch ein Kurs des neugegründeten Klubs für « Conversation et lecture allemandes » ausgezeichneten Erfolg gehabt haben und wiederholt werden. (Nebenbei sei bemerkt, daß im aargauischen Seetal und wohl auch anderswo deutsche Sprachkurse für internierte Franzosen abgehalten wurden.) In gut schweizerischem Geiste und sorgfältig geschriebenem Deutsch plaudert etwa alle vierzehn Tage in unserem Rundspruch der welsche „Beobachter“; dabei wendet er, es klingt fast rührend, das deutsche Betonungsgesetz auch da an, wo wir es nicht tun, nämlich bei vielen Fremdwörtern: Söldat, kátholisch, Zéntrale.

Aber bei alledem bleibt dem Welschen seine Sprache teuer: « Un patrimoine sacré: notre langue » überschreibt „Le Pays“ (Bruntrut) einen Aufsatz. Dieses „heilige Erbe“, die „herrliche, strahlende, französische Sprache, das unvergleichliche Werkzeug des klaren, bestimmten Gedankens“, sei in ihren Rechten und Eigenschaften bedroht durch die Gleichgültigkeit ihrer Träger, auch der Presse, gegen « barbarismes et germanismes » und das « français fédéral ». Verrat an der Sprache sei Selbstverrat. Zu den Rechten des Französischen zählt das Blatt auch französische Schulklassen in Bern für die Kinder welscher Bundes- und Kantonsbeamter. Daß dann Genf für die Kinder der n a c h t r ä g l i c h dorthin versetzten Bundesbeamten deutsche Klassen einrichten müsse, sagt das Blatt aber nicht. Eine sachliche Darstellung unserer sprachgesetzlichen Verhältnisse hat Bundesgerichtsschreiber Thilo verfaßt: « Note sur l'égalité et sur l'usage des langues nationales en Suisse. » Er schließt: „Jede unserer nationalen Sprachen ist der Ausdruck einer bestimmten Kultur, die man auf denselben Fuß wie die andern stellen kann und muß.“ Eine wohlgemeinte Plauderei im „Bund“ erzählt vom „Erlebnis der Sprachgrenze“, bei dem man statt „Einssteigen!“ plötzlich rufen höre « En voiture! »; aber auch die Bauart der Häuser, Dorf- und Stadtbilder verrieten ein anderes „Lebensgefühl“. Die Absicht, die Festigkeit des schweizerischen Gemeinschaftsgefühls zu betonen, ist ja löblich, der Ausdruck aber doch wohl etwas „schwärmerisch“, wenn der Plauderer sagt, die Sprachgrenzen bedeuten bei uns keine Trennungen, sondern „die festen Schweißfugen unserer einen und unteilbaren Heimat“. Es ist ja gottlob nicht mehr wie im ersten Weltkrieg, wo sie den berühmten „Graben“ bildeten, aber zum Wesen einer Grenze gehört doch, daß sie trennt (wenn auch nur die Sprachen) und nicht verbindet. Wenn er

sagt, jenseits der Sprachgrenze herrsche für uns „keine Fremdsprache“ — man hört von anderer Seite immer wieder, Hochdeutsch sei für uns eine Fremdsprache — ja was zum Ruckuck ist denn eigentlich eine Fremdsprache? Ist mit solchen Phrasen dem Vaterland gedient? Gründlicher ist da schon ein Aufsatz von P. de Chastonay in der „Schweizerischen Rundschau“: „Das Antlitz der Westschweiz“, in dem es heißt:

Wenn ich die deutsche Sprache mit der französischen vergleiche, empfinde ich immer, daß die deutsche reicher, nicht bloß wortreicher, sondern auch stimmungsreicher, gemütsreicher ist... Es kann einer im Deutschen eine Stunde lang sehr unklar reden und den Eindruck wecken, daß er Tiefes zu sagen hat. Im Französischen gilt durchweg noch die alte klassische Regel von Boileau: «Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement. Et les mots pour le dire arrivent aisément.»\*) Das Französische ist eben mehr eine Sprache des Konkreten als des Abstrakten, des Rechtes als des Gemütes, des Vordergründigen als des Hintergründigen; man könnte vielleicht sagen, mehr der Physik als der Metaphysik.

Die Sprache deutet aber auf eine gewisse Art des Denkens, des Fühlens und der ganzen geistigen Haltung hin... Das Geistesleben der Westschweiz ist gewiß von Frankreich irgendwie beeinflusst... Und doch ist die culture romande von der culture française wohl verschieden... Die culture romande hebt sich nicht bloß von der französischen ab, sondern unterscheidet sich auch von der deutschschweizerischen... Ihm (dem Welschen) eignet eine Beweglichkeit und Regsamkeit des Geistes und eine gewisse Erregbarkeit und Wandelbarkeit der Gemütsstimmungen. Er reagiert rascher, wenn auch nicht so grundtief wie der Deutschschweizer. Diese Unmittelbarkeit der geistigen Reaktion erweckt oft den Eindruck des Oberflächlichen, Unüberlegten, Stürmischen. Das wäre gewiß der Fall, stünde dem Westschweizer neben seiner Impulsivität nicht auch ein gutes Stück bon sens zur Verfügung, das ihn vor allzu gewagten Seitensprüngen bewahrt. Der gesunde Menschenverstand gewinnt alsbald wieder die Oberhand. Und ich glaube, daß der Westschweizer diesen retardierenden, zurückhaltenden Einschlag vielfach seiner Verbindung mit dem ruhigeren, gemäßigteren Deutschschweizer verdankt...

Es ist wohl ein Glück, daß sich bei uns beide Richtungen das Gleichgewicht halten und einen gewissen Ausgleich herbeiführen. Die bedächtigere, überlegende Art des Deutschschweizers wird vom Westschweizer nicht immer verstanden. In der ersten Aufwallung des Gefühls kommt es beim Lektorn zu lebhaften Reaktionen. Ueberlegt er aber, dann ist er im Grunde dankbar, daß man seine ersten Äußerungen nicht zu tragisch genommen und ihm Zeit läßt, das Gleichgewicht wieder zu gewinnen... Trotz aller Verschiedenartigkeit lebt aber auch im Romanen über alles der Schweizerwille.

Es wäre noch manche Stimme anzuführen, die für das heutige Verhältnis von Deutsch und Welsch in der Schweiz bezeichnend ist, zum Beispiel schon die bloße Tatsache, daß die „NZZ.“ für ihre Sammlung „Lebendiges Schweizer Erbe“ einen Welschen gefragt hat, was er zur deutschschweizerischen Stadt Zürich sage, und dann die

\*) Der Vollständigkeit wegen sei doch beigelegt, daß einer im Französischen eine Stunde lang sehr klar reden kann und doch nicht den Eindruck erweckt, daß er Tiefes zu sagen hat.



wirklich schöne Antwort, die dieser Welsche, Prof. Charly Clerc, dazu abgegeben hat (16. 3. 41). Dankbar anerkennt auch die „Semaine Catholique“, wieviel die französische Hochschule Freiburg der deutschen Schweiz zu verdanken habe.

Daß aber die Sprachgrenze auch im Tessin nicht als Schweißfuge empfunden wird, beweist die Klage eines Tessiners im „Baeje“ (von Locarno), daß er bei der Ankunft in Lugano von einer Schar Portiers überfallen werde, die ihm „Hotel Eden, Palace, Washington“ usw. empfehlen, daß er im Gasthof selbst zunächst englisch, holländisch oder berlinerdeutsch angesprochen und mit seinem Italienisch dann sichtlich vernachlässigt werde, und anderseits der Bericht der „Süd-schweiz“ über die Jahresversammlung des Deutschschweizervereins Minusio und Umgebung, der schließt: „Es zeigte sich wieder einmal mehr, daß wir Deutschschweizer in Minusio und Umgebung im Grunde genommen tatsächlich eine große Familie sind.“ Aus dem Tessin kommt aber auch die Kunde, der Große Rat habe der Forderung des Unterrichtsdepartements zugestimmt, wonach das Italienische für alle schweizerischen Mittelschulen Pflichtfach werden soll. Da darunter bei uns ziemlich sicher der Unterricht in der Muttersprache zu leiden hätte, müssen wir die Zumutung zum vorneherein ablehnen. Man hat bei uns den Wert der Fremdsprachen für die eigentliche Bildung schon immer überschätzt. So verlangt man heute vom Zürcher Lehrer die Kenntnis einer zweiten Fremdsprache, als ob das wichtiger wäre als die gründliche Bildung in der Muttersprache; dabei wählen die Seminaristen, wie die Zürcher Gymnasiasten als Freifach, meist gar nicht das Italienische, sondern das Englische. Warum?

### III.

Was können wir sagen vom Ausland? — Im Jahre 1941 ist der erste Jahrgang eines „Jahrbuchs der deutschen Sprache“ erschienen, herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft unter Leitung von Dr. W. Schulze. Es fehlt hier der Raum, um auf seinen reichen und mannigfaltigen Inhalt einzugehen; nur seine Aufgabe sei mitgeteilt: „das sprachliche Geschehen von Jahr zu Jahr übersichtlich und eindringlich zusammenzufassen, Abrechnung darüber zu halten, die Ernte einzubringen“. Es ist also in größerem Umfange das, was wir seit bald vierzig Jahren mit unserer bescheidenen „Rundschau“ leisten. Die Entstehung des Werkes hängt natürlich mit den staatlichen Vorgängen zusammen; „der heiße Atem unserer gewaltigen Zeit weht vernehmlich durch diese Blätter“, schreibt im ersten Beitrag Dr. Buttman, der Vorsitz der Deutschen Sprachpflegeamtes und des Deut-

ischen Sprachvereins, und bei einzelnen Stellen machen wir natürlich die Vorbehalte, die wir bei allen ausländischen Äußerungen machen müssen. Aber weitaus das meiste können wir mit herzlicher Teilnahme lesen, sogar was Thierfelder sagt über „Deutsch als Weltsprache“; denn er betrachtet es nur als eine, nicht als die Weltsprache, und wenn er das Französische „langsam aus dem Rennen ausscheiden“ sieht, so tut er das nicht ohne Dankbarkeit für das, was es für das Geistesleben des Abendlandes geleistet hat. Aus der Schweiz wird mit Genugtuung das Erlöschen der „Sprochbiwegig“ festgestellt; aus unserer Sammelchrift „Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, jedes an seinem Ort“ (1938) sind die Stimmen von D. v. Greherz, A. Heusler und Ernst Zahn wiedergegeben. Ein ganzer Abschnitt ist der Welt der Mundarten gewidmet; wie wir da hören, gibt es sogar einen „Reichswettstreit der deutschen Mundartdichter um den Goldenen Spatz von Wuppertal“ und eine Arbeitsgemeinschaft deutscher Mundartdichter — die Mundartbegeisterung ist also nichts ausgesprochen Schweizerisches.

Für die Ausbreitung der deutschen Sprache im Ausland sorgt im Auftrag der Reichsregierung die Deutsche Akademie durch Errichtung von zahlreichen „Lektoraten“. In Paris haben sich schon im Oktober 1940 innerhalb fünf Tagen auf eine einzige Anzeige hin über 5000 Hörer für die vom Deutschen Institut veranstalteten Sprachkurse gemeldet, zum größeren Teil Frauen, aber auch viele Arbeiter, Büroangestellte, kleine Kaufleute. Im Elsaß und in Luxemburg gilt natürlich nur noch das Deutsche. Im Gau Saarpfalz-Lothringen hat man die Sprachgrenze durch Aus- und Umsiedlung beseitigt und in Lothringen angeordnet, daß sämtliche Vor- und Familiennamen nur noch in deutscher Schreibweise geführt werden. In Belgien hat eine scharfe Trennung stattgefunden: in flämischen Städten sind nur noch flämische Zeitungen gestattet, in wallonischen nur französische, bloß in Brüssel noch beides. In Norwegen ist das Englische in allen Volksschulen als Fremdsprache durch Deutsch ersetzt worden, in Finnland ist jetzt Deutsch die erste Fremdsprache. Im Protektorat Böhmen sind die 1919 aufgehobenen deutschen Schulen natürlich wieder hergestellt; der Deutschunterricht in tschechischen Schulen steht unter deutscher Aufsicht. Auf Firmenschildern und Straßentafeln ist Tschechisch nur neben Deutsch zugelassen. Auf den polnischen Bahnen gibt es nur noch deutsche Ortsnamen, auch in Krakau und Warschau. Im Wartheland hat man die Nationalitätenfrage ebenfalls durch Umsiedlung „vereinfacht“. Daß auf russischer Seite die Wolgadeutschen um-



gesiedelt worden sind, wird aber in der deutschen Presse zum schweren Vorwurf gemacht. In Jugoslawien war schon 1940 das Französische als Fremdsprache durch das Deutsche ersetzt worden; die Amtssprache am Eisernen Tor ist jetzt Deutsch. Auch in Griechenland ist es heute Pflichtfach in allen Schulen. Sogar in Thailand wurde das schon 1940 vorbereitet. In Brasilien aber wurden auf Ende August 1941 alle in fremden Sprachen erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften verboten, darunter 23 deutsche. In Newyork war die Zahl der Schüler, die Deutsch lernten, schon Ende 1940 auf die Hälfte gesunken.

So stehen die Dinge heute. Wie sie sich weiter gestalten, hängt vom Ausgang des Krieges ab. Die einzige sprachfriedliche Auslandsnachricht kam aus Ungarn, wo die Regierung Teleki im Februar 1941 eine Verordnung erließ, wonach alle Minderheiten ein Recht auf Unterricht in ihrer Muttersprache hätten, und zwar in allen Fächern; über die Unterrichtssprache der Kinder hätten einzig die Eltern zu entscheiden. Daraus wurde auch die Folgerung gezogen, daß die Sprachkenntnisse der Behörden erweitert werden müßten.

Mit der mehr oder weniger „akademischen“ Ausbreitung der deutschen Sprache hängt eine Aenderung ihres Kleides, der Schrift, zusammen. Jahrelang hatte die Verwendung der Antiqua oder Lateinschrift als undeutsch gegolten, und namentlich der Nationalsozialismus hatte die Pflege der Fraktur oder Deutschschrift als vaterländische Pflicht erklärt. Aber in den von den Deutschen besetzten fremden Sprachgebieten bewährte sie sich natürlich nicht, und als sich zur allgemeinen großen Ueberraschung Hitler für die Lateinschrift ausgesprochen hatte, folgten der schon vorausgegangenen Zeitschrift „Reich“ nun der „Völkische Beobachter“ und die „Börsezeitung“, um das Lesen dieser Blätter im Ausland zu erleichtern. Zudem entspreche diese „deutsche Normalschrift“ in ihrer Geradlinigkeit und Klarheit unserm Zeitempfinden und erinnere erst noch an die Schrifteinheit des frühgermanischen Mittelalters. In der „NZZ.“ begrüßt ein Westschweizer diese Mitteilung „mit Jubel“, weil es ihm das Lesen deutscher Bücher erleichtere, und er fordert unsere Tageszeitungen auf, dem Beispiel zu folgen. Noch am 3. Hornung 1941 hatte ein Einsender der „Appenzeller-Zeitung“ das Aussterben der deutschen Schrift, besonders der Schreibschrift, als eine „unschweizerische Gleichschaltung nach Westen“ bekämpft; häufiger war freilich die Meinung, Festhalten an der Deutschschrift sei ein Zeichen von Gleichschaltung nach Norden, — jetzt sieht das alles wieder ganz anders aus. Aber das gehört wohl auch zur „Neuordnung Europas“.

August Steiger.